

HIT 009653156

Vorwort

## Psychologische Erwägungen

über das

# Verbum

als Ausdruck des Erkennens und als ältestes Sprachelement.



# Psychologische Erwägungen

über die

## Verbum

als Ausdruck des Erkennens und als ältestes Sprachelement.



## Vorwort.

Die Erwägungen, die ich im Nachfolgenden der Beurtheilung vorlege, stehen in naher Beziehung zu der Schrift von Steinthal: „Grammatik, [Logik und Psychologie“ (1855). Das Werk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und tritt den neuern Forschungen über das Formelle der Sprache als werthvolle Untersuchung über das innere Wesen derselben würdig zur Seite. Ein grosses Verdienst liegt zuvörderst darin, dass der erste Theil die Nichtigkeit des „Becker'schen Organismus mit einer Gründlichkeit beleuchtet, welche hoffen lässt, dass die Herrschaft eines Systems, welches, auf ganz verfehlten Principien beruhend, das Sprachstudium auf wahrhaft beklagenswerthe Weise irre geführt hat, bald ihr Ende finden werde. Möchte die treffliche Abhandlung sich des gereizten und verletzenden Tones enthalten haben, welcher durchweg hervortritt und die Wirkung schwächt! Ein ferneres sehr wesentliches Verdienst hat sich der Verfasser in dem übrigen Theile des Buches dadurch erworben, dass er der Sprachwissenschaft den rechten Boden anweist: die Psychologie, und in umfassender Erörterung darthut, dass die Logik, als ein für sich abgegränztes Gebiet, keine Anwendung auf die Grammatik finden könne. So freudig man indessen die durch das Buch vorgezeichnete Grundlegung als die einzig richtige begrüsst, kann man doch mit der Art, wie der Verfasser im dritten Theile (S. 225 ff.) aus dem Boden der Psychologie die Sprache hervorwachsen lässt und auf demselben die Grammatik errichtet, keineswegs einverstanden sein. Dem rein Psychischen ist zu wenig, dem Physiologischen zu viel Geltung eingeräumt, selbst über die Gränze hinaus, bis zu welcher die Physiologie mit Sicherheit vorgedrungen ist. Die im Erkenntnissakte liegende schöpferische Kraft der Seele ist nirgends anerkannt, das Erkennen vielmehr in die Anschauung gelegt (z. B. S. 236. 237. 241. 242. 259). Es ist ein grosser Irrthum, dass eben die Anschauung als diejenige Seelenthätigkeit geltend gemacht wird, aus welcher unmittelbar die Sprache und das Denken erwachsen sei. Bei den vielen lehrreichen Bemerkungen im Einzelnen erheben sich doch gegen die Erörterung im Ganzen sehr gewichtige Bedenken. Erstlich ist die Annahme völlig unberechtigt, dass die Sinnesempfindung, auf welcher die Anschauung beruht, vom Gefühle nicht innerlich verschieden sei, dass sie vielmehr als eine „Entwicklung des Gefühls,“ die einen physiologischen Boden hat, anzusehen und als lokalisiertes Gefühl zu definiren sei (S. 239. 240). Es ist diese Annahme entschieden abzuweisen. Das Gefühl hat wesentlich den Charakter der Lust oder Unlust, des Angenehmen oder Unangenehmen, während in der Sinnesempfindung als solcher (in der rein theoretischen Anschauung) nichts der Art liegt, wie unten noch besonders

hervorzuheben sein wird. Wenn sich der Sinnesempfindung allerdings häufig genug Gefühle beigesellen, so sind doch die beiden Momente sorgfältig auseinander zu halten. Ein unscheinbarer Strauch und ein majestätischer Eichbaum geben für die Anschauung nichts als die Sinnesempfindung, und wenn sich mit letzterer Empfindung das Gefühl des Staunens verbindet und etwa eine Interjektion hervorruft, so hat dies mit der Anschauungsthätigkeit als solcher nichts gemein. Seite 310—311 wird unter Anerkennung, dass die Anschauung an sich keine Töne und keine Artikulation hervorbringen könne, ausdrücklich angemerkt: „Das die Anschauung begleitende Gefühl also ist das Schöpferische in der Sprache; denn nur dieses setzt Stimme und artikulirende Organe in Bewegung“ (das „nur“ ist richtig im Vergleich mit der Anschauung, sonst unrichtig). Der scharfdenkende Verfasser würde zu der Vermengung von Anschauung und Gefühl gewiss nicht gekommen sein, wenn er sich nicht von dem Gedanken hätte beherrschen lassen, die Sprache füge sich unter das physikalische Gesetz der Reflexbewegungen in den motorischen Nerven, welche Bewegungen nach den beigebrachten Stellen aus Müller und Lotze (S. 257 ff.) dazu dienen, eine zu starke Gefühlserregung, einen Druck, von der Seele abzuleiten. Die Sprache wird wesentlich angesehen als pathologische Reflexbewegung (S. 311). Verfolgen wir den betretenen Weg mit seinen sehr misslichen Konsequenzen. Die Anschauung beruht durchweg auf einem „Andrange von aussen“, unter dem die Seele „leidet“ und dem sie Widerstand leistet, nur dass dieser Andrang schwächer ist als im Gefühle, der Widerstand stärker, und dass die Seele ihre Selbständigkeit bewahrt (S. 238). Schaffend ist die Seele nur insofern thätig, als sie das, was sie von aussen empfängt, zur Empfindung umbildet und sich assimiliert (239): wahrlich eine schwache Thätigkeit, durch welche ja auch beim Kinde und beim Thiere die Anschauungen zu Stande kommen. Sprache zu schaffen wird diese Thätigkeit doch wohl wenig geeignet sein. Der Aussenwelt gegenüber wird der Anschauungsthätigkeit, man sieht nicht mit welchem Rechte, eine absonderliche Kraftverwendung zugeschrieben, aber doch nicht etwa im erfassenden, erobernden Sinne, sondern in der Art, dass die Seele dem Andrange von aussen Widerstand leistet, den Stoss zurückstösst. Dazu ist ihr die Reflexbewegung der motorischen Nerven, besonders vermittels des Tönens, dienstbar. Das ist eine Herrschaft der Seele über den Körper (nicht etwa über die Aussenwelt): „Die Herrschaft des Geistes über den Körper bricht in Tönen aus“ (S. 291). Die Sprache wird (S. 292) als ein „Befreiungsakt der Seele“ (nicht etwa als ein Eroberungsakt) dargestellt. Das Alles unter der Annahme, in der Sinnesempfindung liege eine Gefühlserregung, deren sich die Seele durch Nervenreflex entledige. „Das Sprechen“, heisst es, „ist also eine Befreiungsthätigkeit. Das fühlen wir ja alle heute noch, wie wir unsere Seele erleichtern, von einem Drucke befreien, indem wir uns äussern. Die Sprache wirkt hier wie ein Thränenenerguss, und oft zusammen mit ihm. Besonders aber das erste Hervorbrechen der Sprache beim Kinde und beim Urmenschen ist eine Befreiung der Seele von dem Drucke der auf sie eindringenden Sinnesempfindungen.“ Wollte man diese Auffassung, welcher gemäss (S. 295) der Urmensch als eine Art perpetuum mobile geschildert wird, indem er „alle Wahrnehmungen, alle Anschauungen, die seine Seele empfing, mit leiblichen Bewegungen, mimischen Stellungen, Gebärden und besonders Tönen, ja sogar arti-

„kulirten Tönen, begleitete“: wollte man sie einen Augenblick gelten lassen, so müsste man doch fragen, wie denn die Seele in einer lediglich abwehrenden Kraftverwendung Schöpferin der Sprache habe werden können. Schmerzes- oder Siegeslaute (Interjektionen) konnten aus den Zurückstossungen und „Befreiungsakten“ hervorgehen, aber keine Laute als Elemente der Sprache und der verschiedenartigsten Begriffe. Bei solchen Ausgangspunkten konnte die Lösung der Aufgabe, den Ursprung der Sprache aus der geistig-leiblichen Natur des Menschen nachzuweisen, nicht gelingen. Eben so wenig konnte die Bildung und Fortentwicklung der Sprache in einer dem innern Wesen derselben entsprechenden Weise vorgeführt werden, zu welchem innern Wesen sicherlich insbesondere dieses gehört, dass der Keim und das eigentliche Leben der Sprache im Verbum liegt. Den Uebergang zu dem „Hervortreten der Sprache“ setzt der Verfasser (S. 295 ff.) sehr richtig in das, was er „Anschauung der Anschauung“ oder „instinktives Selbstbewusstsein“ nennt (wir werden es unten Thätigkeit des innern Sinnes nennen). Aber diesem „instinktiven Selbstbewusstsein“ hatte er nach dem Vorangegangenen nichts als fertige Anschauungen zuzuweisen, wobei sich dasselbe nicht innerlich verarbeitend und gestaltend, sondern bloss äusserlich überschauend und ordnend verhalten kann. Eine neue Anschauung dient „bloss dazu, um die Gesamtmassse der miteinander verschmolzenen, im Gedächtnisse ruhenden wiederholten gleichen „Anschauungen wie einen verborgenen Schatz aus der Tiefe der Seele an das Licht zu heben und „vor ihr (der Seele) Auge zu stellen“ (S. 297). „Die Seele . . ., ihren Gedächtnissbesitz von „Anschauungen wahrnehmend, wird zur Anschauung ihrer Anschauungen“ (S. 298). Der Laut, der sich mit der Anschauung gebildet hat (nämlich beim Zurückstossen des Eindrucks!), „associirt sich unmittelbar mit der Anschauung“; er wird „zum Zeichen der Anschauung“ (S. 303—304). „Der Laut malt nur die Anschauung der Anschauung, d. h. dasjenige Merkmal oder Element der „Anschauung, welches das Bewusstsein aus dem Complex der Merkmale oder Elemente der Anschauung heraushebt und erfasst“ (S. 309). Diesen Laut, durch den nur ein Moment der Anschauung herausgehoben wird, „verwendet die Sprache zur Bezeichnung der ganzen Anschauung, d. h. der Summe aller Momente; indem dann ferner das Bewusstsein es sich gefallen lässt, das so entstandene Wort für die Anschauung selbst gelten zu lassen, so ist gerade durch das Wort die „Summe in eine Einheit versammelt worden; denn die ganze Summe wird auf das Wort bezogen, „so dass sich gewissermassen eine Pyramide bildet oder ein Kegel, dessen Grundfläche die „einzelnen zu der Anschauung gehörenden Wahrnehmungen bilden, die aber alle in die eine Spitze „auslaufen, welche das Wort bildet“ (S. 319—320). So gewinnt das Wort, von Haus aus nur eine Theilanschauung bezeichnend, keine weitere Geltung als diese, auch die Gesamtanschauung zu bezeichnen. Wie gelangen wir aber auf diesem Wege endlich zum Verbum, auf welches die Sprache als ihr erstes und Hauptelement so deutlich hinweist, und zum Satze? Man traut kaum seinen Augen, wenn der Verfasser S. 323 ff. Benennungen als erste Form der Sätze ansieht und Ausrufungssätze vergleicht wie: Land! Feuer! der König! Und aus diesen Benennungen soll der förmliche („explicite“) Satz und das Verbum hervorgegangen sein! (S. 326 ff.). Wir behalten hier keinen Raum, um das Seltsame und innerlich Unbegründete dieser Ansicht

darzuthun. Die Absicht geht nur dahin, durch ein genaueres Eingehen auf die Anfänge des Seelenlebens vorläufig wenigstens das nachzuweisen, dass die Sprache in ganz entgegengesetztem Gange mit dem Verbum, und zwar im Sinne eines Satzes, nothwendig habe anfangen müssen. Auf dieses Fragment einer im Plane liegenden umfänglicheren Besprechung des in der Schrift von Steinthal vorliegenden Thema's habe ich mich für jetzt beschränken müssen. Uebrigens habe ich meine Ansicht über die Art und Weise, wie die Verba zur Bildung der Nomina verwandt worden sind, in der Programmabhandlung von 1853 (erschienen bei Habicht in Bonn) bereits ausgesprochen. Von einzelnen Punkten, die einer Modifikation oder Berichtigung bedürfen, abgesehen, halte ich das dort Gesagte noch immer aufrecht.

### Vorstufe des Erkennens und der Sprache.

1. Die Erkenntniss- und Begehrungskraft sind diejenigen Grundkräfte der menschlichen Seele, auf welche, in Verbindung mit entsprechenden körperlichen Funktionen, die menschliche Sprache und deren Fortbildung einzig und allein zurückgeführt werden kann. Erkenntnissakte sind es gewesen, aus denen die ersten Sprachlaute und darauf Wörter und Sätze hervorgingen; Erkenntniss- und Begehrungsakte sind es noch heutzutage, welche durch Bildung von Sätzen die Sprache fort und fort von neuem erzeugen. Indem wir dieses in der durch den Raum gebotenen Kürze nachzuweisen versuchen, ist vor Allem festzustellen, dass wir unter Erkennen das verstehen, was der genauere Sprachgebrauch darunter versteht, nämlich denjenigen Geistesakt, wodurch man eine Erscheinung unter eine mitgebrachte Vorstellung oder einen Begriff aufnimmt. Das Weitere hierüber wird unten zur Sprache kommen. Es genügt hier, das „Erkennen“ von der sinnlichen Anschauung auszuschliessen, von der man es bisweilen gebraucht findet. Wenn ich die Anschauung von etwas gewinne (durch Sehen, Hören etc.), so erkenne ich es darum noch nicht. Bei der klarsten Anschauung fragt man oft genug, was ist das? d. h. unter welchem Begriff soll ich es bringen? (d. h. ich erkenne es nicht). Wenn indessen in der Anschauung als solcher noch kein Erkennen liegt, so ist sie doch eine Vorstufe desselben und muss insofern zunächst in Betracht kommen.

2. Das Anschauungsvermögen, d. h. das Vermögen, Aeusseres vermittle der fünf Sinne wahrzunehmen, hat der Mensch mit dem Thiere gemein. Der Zweck desselben beschränkt sich beim Thiere auf Erhaltung des physischen Lebens; denn soll das Thier das für seine Existenz Nöthige und Nützliche aufsuchen, das derselben Schädliche vermeiden, so muss es Beides wahrnehmen können. Beim Menschen verbindet sich mit dem auf das physische Leben gerichteten Zwecke der andere und höhere Zweck, dass das Anschauen hinüberführe zum Erkennen und mit diesem zur Entwicklung des geistigen Lebens. Zur Bildung der Anschauung wirkt dieselbe doppelte Seelenthätigkeit, die wir beim Erkennen wiederfinden werden: die eine, wodurch das Aeussere ins Innere geführt, die andere, wodurch es aus dem Innern wieder nach aussen zurückversetzt wird. Knüpfen wir den bekannten Hergang an den Gesichtssinn. Die Einwirkung von aussen trifft zunächst das

Sinnesorgan (das Auge); von hier wird sie, von dem Organe eigenthümlich geformt, durch den entsprechenden Nerven zum Centralorgane, dem Gehirn, geleitet, von wo sie zur Seele gelangt, welche die Einwirkung aufnimmt (recipit) und in ein seelisches Gebilde, die Empfindung, umwandelt. So haben wir den Inhalt des Sehens in uns, während wir die Erscheinung ausser uns sehen sollen: daher die Einrichtung der Natur, dass die Seele den Inhalt der Empfindung nach aussen zurückversetzt, so dass nunmehr das, was wir sehen, immerhin nur der Inhalt der Empfindung, aber etwas Aeusseres ist. Diese zweite, zurückwirkende Seelenthätigkeit, wodurch das Sehen erst vollendet, die Erscheinung von der Seele erst eigentlich erfasst wird, wollen wir perceptio nennen. Die nach aussen versetzte Sinnesempfindung heisst Anschauung. Die rückwirkende Thätigkeit tritt mit der Aufnahme der Einwirkung so in demselben Momente ein, wie ein elastischer Körper das auf ihn Geworfene oder ein Fels den ihn treffenden Schall unmittelbar bei der Berührung zurückwirft. Und beide Seelenthätigkeiten erfolgen mit Naturnothwendigkeit, instinktiv und unbewusst, beim Menschen nicht minder als beim Thiere, beim Erwachsenen nicht minder als beim Kinde. Des Angeschauten wird man sich bewusst, aber nicht der beiden Faktoren in der Seele, wodurch man dazu gelangt, der Einwirkung und der Rückwirkung. Es ist dies im Gegensatze zum Erkennen besonders zu betonen. Mögen wir aus der Optik gelernt haben, dass, wenn wir etwas sehen, von dort eine Lichteinwirkung der und der Art auf uns eindringt: das Sehen selbst, z. B. eines Baumes, eines Pferdes, weiss nichts davon, und nur durch Reflexion vermögen wir ein künstliches Bewusstsein zu Stande zu bringen. Die Anschauungsthätigkeit als solche ist die schwächste von allen Seelenthätigkeiten, wie man denn wohl von einem Erkenntnisakte, aber nicht von einem Anschauungsakte spricht. Man hat die Anschauung man weiss nicht wie; obgleich die Seele sie schafft, ist doch nichts von einer psychischen Kraftverwendung bemerkbar. Auf dieser Vorstufe des Erkennens kann demnach von einem Anfange der Sprache gar keine Rede sein; die Menschheit würde so wenig, wie die Thierwelt, je zur Sprache gekommen sein, wenn sie auf die Anschauung beschränkt geblieben wäre. Aber schon in dem ersten Uebergange der Anschauungsthätigkeit in die Erkenntnissthätigkeit ist der erste Ansatz zur Sprache gegeben.

3. Denken wir uns den Menschen der noch sprachlosen Urzeit auf der Stufe der blossen Anschauung. Die Sinne gehen ihm alle Erscheinungen der Aussenwelt genau so wie uns; er sieht das was wir Baum nennen, seine Zweige und Blätter und deren Bewegung, das was wir Pferd nennen, und sein Rennen, er hört das Bellen des Hundes, das Krächzen des Raben, das Singen der Vögel. Und das Alles nimmt er bei den noch frischern Sinnen viel klarer und eindringlicher wahr als wir. Aber es sind wesenlose Erscheinungen, keine Dinge, keine Merkmale von Dingen, keine Thätigkeiten, nichts von allem dem, was durch Erkennen und Denken bedingt ist. Ein Impuls zur Bildung artikulierter Sprachlaute ist in diesem bloss anschauenden Seelenleben nirgends zu entdecken; eine Anregung aber, wie sie die Kinder heutzutage von der Wiege an in dem Sprechenhören finden, geht unserm Urmenschen, dessen Mitmenschen eben auch noch sprachlos sind, ab. Die Annahme einer durch Uebereinkommen herbeigeführten Erfindung der Sprache können wir einfach als einen glücklich überwundenen Standpunkt bezeichnen, unter Hinweisung auf Steinthal, dessen Erörte-

rungen wohl keinem Zweifel mehr Raum geben, dass die Sprache nur als organisches Erzeugniss der geistig-körperlichen Natur des Menschen betrachtet werden kann. Führen wir unsern Urmenschen in seiner Anschauungsthätigkeit weiter. Er bildet seine Welt von Erscheinungen dadurch aus, dass er nicht nur den Kreis der Einzelanschauungen erweitert, sondern diese auch, unter Mitwirkung der kombinirenden Einbildungskraft, zu kleinern und grössern Totalanschauungen verbindet. Die abwechselnden Erscheinungen, die zu einer und derselben Anschauung (z. B. des Hundes) allmählich hinzukommen, sind Theilanschauungen, die er mit der Hauptanschauung als Merkmale derselben zusammenfasst. Ist das Merkmal eine Bewegung, so macht er diese durch Sinn und Einbildungskraft mit und hält sie an der Hauptanschauung fest. Er sieht den Hund sich niederlegend, dann aufstehend, dann laufend, dann bellend etc. Seine Sinnesthätigkeit begleitet alle diese Bewegungen und beschreibt beim fortgesetzten Laufen des Hundes eine durch das Vorrücken desselben bestimmte Linie. Dieses und nichts weiter ist ihm die als Merkmal des Hundes angeschaute Bewegung. Ueberall instinktive Anschauung in unbedingter Hingabe der Seele an das Aeussere, unter unbewussten innern Vorgängen, durch welche die Bilder zu Stande kommen; nirgends ein energischer Akt der Seele, der einen Sprachlaut hervorrufen könnte, obgleich manche Gefühlserregungen sich in interjektionellen Tönen kund geben mögen. Die Seele ist wie in einem Traume befangen. Wie wird sie aus dem Traume erwachen? Sie wird es, sobald sie ihre innere Anschauungsthätigkeit mit Bewusstsein vollzieht. Die bewusste Thätigkeit aber erfolgt, sobald das Bewusstsein einer von aussen kommenden Einwirkung eintritt. Bisher wurde die Seele, nach unbewusst aufgenommener Einwirkung, sich des entsprechenden Aeussern bewusst; dessen aber, dass von aussen eine Einwirkung auf sie eindringe, wurde sie nicht inne, wie sie überhaupt die Aussenwelt sich und ihrer Thätigkeit noch nicht gegenüberstellte. Wodurch aber wird die Seele zu jenem Bewusstsein gelangen? Aus der Anschauung selbst kann dasselbe um so weniger hervorgehen, als der Seele eine blinde Hingabe an das Aeussere in immer steigendem Masse zur Gewohnheit geworden ist. Es muss ein Moment hinzukommen, wo die Seele etwas aus sich in die Wahrnehmung hineinbringt, etwas von dem, was wir reinen Verstandesbegriff nennen. Es ist wohl kaum zu bemerken, dass diese Begriffe (a priori), wie Werden, Sein, Substanz, Inhärenz etc., weder angeboren sind noch auch später sich von selbst und fix und fertig einstellen, dass sie vielmehr aus einem allerdings angeborenen Keime sich an und mit der Anschauung des Aeussern ganz allmählich entwickeln. An der Spitze derselben steht nicht das Sein, wie man gewöhnlich meint, sondern das Werden. Wie der Begriff der Ruhe durch den der Bewegung bedingt ist, so der Begriff des Seins durch den des Werdens. Machen wir Anwendung hiervon auf unsern Urmenschen. Bellen hat er am Hunde oft wahrgenommen, aber in dem gewohnten Gange der Anschauung, wobei die Seele die Einwirkung unbewusst (ohne zu wissen, dass solche auf sie eindringe) aufnahm und als Empfindung zurückversetzte. Nur das äussere Merkmal kam zum Bewusstsein, nicht die Einwirkung desselben. Nehmen wir nun den Moment an, wo das einwirkende Merkmal als ein werdendes erscheint. Das ist der Seele ein Moment des Erwachens. Als ein werdendes hat sie noch kein Merkmal wahrgenommen, auch das Bellen des Hundes nicht. Obgleich sie es als ein



solches auch jetzt nicht wahrnimmt, findet sie das „Werden“ doch vor, nämlich in sich selbst. Sie stutzt und sieht sich in dem bisherigen träumerischen Anlehnen des Merkmals an den Hund gehemmt. Sie findet, dass das Bellen etwas Aeusseres, von ihr, die das „Werden“ hinzubringt, Getrenntes ist, dass also das Bellen, welches sie wahrnimmt, von aussen auf sie eindringt. Da erwacht der Erkenntnistrieb. Des Einwirkenden will sich die Seele bemächtigen: die Aufnahme der Einwirkung (receptio) wird zu einem energischen Ergreifen und die Zurückversetzung der lebhaft erregten Sinnesempfindung, d. h. die Vollendung der Anschauung (perceptio), erfolgt mit gleicher Kraftverwendung. Kurz: die bisherige unbewusste Anschauungsthätigkeit der Seele (§. 2) wird zu einem bewussten Anschauungsakte.

4. Hier nun suchen wir den ersten Sprachlaut. Die lebhaft erregte Empfindung des Anschauungsaktes ist wahrlich nicht minder, als eine Gefühlserregung, geeignet, sich auf das Sprachorgan zu reflektiren und in einem Laute (Eroberungslaute) auszutönen, etwa in einem kräftigen *wau*. Der Laut hat im Bewusstsein die Geltung des Seelenaktes, der ihn hervorgerufen, d. h. eines Satzes. Wir wählen das in der Kinderwelt übliche *wau* besonders deshalb, weil es sich hier in einem Beispiele zeigt, wie vorsichtig die Beobachtungen am Kindesalter für Spracherklärungen zu benutzen sind. Das Kind gebraucht *wau* zur Bezeichnung des Hundes selbst. Aber woher kommt dieses? einzig daher, dass ihm der Laut vorgesagt wird, mit Hinweisung auf den Hund, den es darunter verstehen soll. Wenn ihn das Kind aus sich erzeugte, so würde und könnte er ihm nur die in Rede stehende verbale Geltung haben, dann freilich später auch zur Bezeichnung des Hundes selbst angewandt werden. Man vergleiche andere derartige Naturlaute, welche in die wirkliche Sprache übergegangen sind. Das Kind wird, sofern ihm durch die redende Umgebung nicht vorgegriffen wird, beim Hören der Stimme einer Ziege und eines Rindes seine Perception dort durch ein *me*, hier durch ein *mu* kund geben und damit dasselbe sagen, was mit dem formgerechten *me-ckern* (*μη-κᾶσθαι*) und *mu-gire* (*μν-κᾶσθαι*) gesagt wird; nur wird die verbale Geltung immer eine impersonale sein (s. unten). Dass solche den aufgenommenen Schall zurücktönende Laute anfangs die gewöhnlichen gewesen, ist nicht zu bezweifeln. Später aber, bei immer mehr erwachendem Sprachtriebe, mussten diese durch vorherrschende Vokale gewissermassen nachahmenden Laute andern mehr konsonantischen Lauten weichen, welche die Sinnesempfindung charakteristischer ausdrückten und dadurch fruchtbarer für Begriffsbildung waren. Wir lassen den Urmenschen einen solchen fruchtbarern Naturlaut bilden. Er sieht, wie ein mit Obst schwer behangener Baumast plötzlich bricht. Während er dieses als werdend angeschaute Merkmal lebhaft recipirt und percipirt, begleitet er diesen Seelenakt unwillkürlich mit einem kräftigen *frag! brech!* u. dgl. Es ist dies die austönende Empfindung, welche durch die Lauteinwirkung beim Brechen des Astes erzeugt worden ist. Etwas mehr sprachlich ausgedrückt, würde der Laut besagen; *brech-en da!* (die Satzform ist noch fern zu halten). Das gab die Wurzel zu *ῥήγνυμι* (mit Digamma), *frango*, goth. *brikan*, nhd. *brechen*, nebst den weitem Verzweigungen von Formen und Begriffen.\*)

\*) Dass das griechische und das lateinische Verbum nur transitive Bedeutung hat, kann dem intransitiven Gebrauche, den wir von der Urform machen, nicht entgegenstehen. Kein Verbum ist ursprünglich transitiv.

Es ist eine Bemerkung nachzutragen, welche durch die gestellten Beispiele schon vorbereitet ist. Wenn nämlich die Kraft und Lebendigkeit des ersten bewussten Anschauungsaktes, wie wir ihn vorgeführt, allerdings wohl geeignet ist, entsprechende motorische Nerven in Bewegung zu setzen, so ist doch der Schluss, dass dies gerade die Nerven des Sprachorgans seien, übereilt, wenn wir nicht den Gehörsinn als Vermittler annehmen. Wäre der Mensch bloss auf Gesichtsanschauungen (von andern Sinnen braucht keine Rede zu sein) beschränkt geblieben, so hätte wohl auch der lebendigste Seelenakt kein artikulirtes Austönen herbeigeführt. Ist ja der Taubstumme eben deshalb stumm, weil er taub ist. Zu dem Gehörsorgane aber steht das Sprachorgan in einer so engen Beziehung und Wechselwirkung, dass es sichtlich im Plane der Schöpfung gelegen hat, das eine dem andern zur Ergänzung zu geben. Physiologischer Nachweisungen bedarf es nicht. So stellen wir für den Ursprung der Sprache nachträglich das zweite Requisit, dass eine Einwirkung auf den Gehörsinn stattfand oder doch eine anderweitige (Gesichts- oder sonstige) Anschauung mit einer Einwirkung auf den Gehörsinn verbunden war, kurz dass sich eine Tonempfindung bildete. Später, bei befestigtem Sprachbewusstsein, bedurfte es der Vermittelung durch Schalleinwirkung nicht mehr, da bei der innigen Verwandtschaft der Sinnesempfindungen eine (unbewusste) Uebertragung auf den Gehörsinn stattfand. Pflegen wir ja wechselseitige Uebertragungen von Sinnesindrücken in der Rede jeden Augenblick zur Anwendung zu bringen.

### Erkenntnissakt und Prädikatsetzung.

5. Wir haben den Urmenschen von der instinktiven Anschauungsthätigkeit bis zu dem bewussten und energischen Anschauungsakte begleitet, der in einem die Empfindung austönenden artikulirten Laute seinen Ausdruck findet. Die Bedeutung des Lautes ist eben der Anschauungsakt selbst, d. h. die bewusste Perception eines Merkmals als eines werdenden. Der Laut hat als Ausdruck des Seelenaktes schon gewissermassen die Geltung einer Prädikatsetzung, d. h. eines Satzes; er ist eine Vorstufe dazu. Wäre die Menschheit auf dieser Stufe geblieben und hätte nur noch den Schritt gethan, die Laute für werdende Merkmale auch auf haftende Merkmale (Beschaffenheiten) und auf die Träger derselben (Dinge) zu übertragen, so hätte sie allerdings schon Sprache: denn sie hätte artikulirte Laute mit bestimmten Bedeutungen, einsilbige Wörter, welche zur Festhaltung und Zurückrufung der Wahrnehmungen sowie zur Mittheilung hinreichend geeignet wären. Es wäre eine Sprache der (bewussten) Anschauung. Auch von Erkennen könnte in gewissem Sinne schon die Rede sein. Aber es erfolgte, wenigstens in denjenigen Sprachen, die wir bei unserm Thema im Auge haben, eine bewundernswürdige Entfaltung und Vergeistigung. Dieselbe wurde dadurch gewonnen, dass die weitere Fortbildung der Sprache ihren Ausgang vom innern Sinne nahm. Wir verstehen unter innerm Sinne jenes Vermögen, vermittels dessen die Seele ihre eigenen Zustände (ihre Freude, ihren Schmerz u. s. w.) wahrnimmt und anschaut, d. h. sich derselben bewusst wird, sie sich vorstellt. Für dieses innere Bewusstsein mag das im Sprachgebrauche schwankende Wort „Vorstellung“ ausdrücklich festgesetzt werden. Die „Vorstellung“ ist ein rein geistiges Abbild von der Empfindung, welches den Eindruck, den dieselbe auf die Seele macht, zum

Inhalte hat. Wir machen davon Anwendung auf den obigen Anschauungsakt. Von dem „Brechen“ des Astes bildet sich die Seele (durch den äussern Sinn) eine Anschauung; von der in der Seele erzeugten „Sinnesempfindung“, durch welche eben jene Anschauung zu Stande kommt, bildet sie sich (durch den innern Sinn) eine Vorstellung, und macht diese zugleich dadurch, dass sie dieselbe an dem mit der Empfindung gegebenen Laute festhält, zu ihrem sichern Eigenthume. Diese erste, an einen Laut geknüpfte, Vorstellung ist für unsern Zweck von der höchsten Bedeutung. Fassen wir dieselbe im Verhältnisse zur Empfindung, von welcher sie gebildet ist, näher ins Auge. Schon die Empfindung (Sinnesempfindung) ist ein seelisches Gebilde, doch nicht ohne mehrfache sinnliche Beimischung, indem sie aus Aeusserm entspringt und auf Aeusseres wieder zurückgeführt wird, auch sich in etwas Sinnlichem, dem von ihr erzeugten Laute, manifestirt. Dagegen ist die Vorstellung in jeder Beziehung etwas rein Psychisches. Mag die Seele bei der Vorstellung von der Empfindung gelegentlich auch auf das der Empfindung entsprechende Aeussere einen Blick werfen: der Vorstellung als solcher ist dieses fremd. Auch der Laut hat zu der Vorstellung ein ganz anderes Verhältniss, als er zur Empfindung gehabt hatte: diese hatte den Laut aus sich erzeugt, sich in demselben zur Erscheinung gebracht; die Vorstellung hat ihn angenommen, um sich daran festzuhalten; der Laut ist ein Zeichen der Vorstellung, diese die Bedeutung des Zeichens.

Mit dieser Vorstellung nun und ihrem Laute nehmen die begriffbildenden Seelenthätigkeiten ihren Anfang, unter dem Walten der Verstandesoperationen der Reflexion, Abstraktion und Zusammenfassung, vermittels deren die Seele gleichartige Sinneseindrücke, statt von ihnen eben so viele getrennte Vorstellungen zu bilden, in eine schon vorhandene Vorstellung aufnimmt und diese in allmählicher Erweiterung zum Begriffe ausbildet. Zur Erläuterung dieser Vorgänge kehren wir zum Urmenschen zurück, den wir bei seiner ersten tönenden Anschauung verlassen haben. Das als werdend einwirkende „Brechen“ des Astes hatte ihn zu einem lebhaften Anschauungsakte angeregt; die Reception führte zu einer lebhaften Empfindung, die, weil sie eine Lautempfindung einschloss, dem Sprachorgane den charakteristischen Laut *frag, brech*, entlockte und unter demselben nach aussen versetzt wurde. Damit war die (äussere) Anschauung vollendet. Auf dieselbe Weise gelangte er allmählich zu einer Menge von tönenden Anschauungen, deren Laute eben so verschieden waren wie die Sinnesempfindungen, die sich in denselben charakterisirten. Da begegnet ihm eine Erscheinung, die mit jener ersten ganz gleichartig ist: ein Stab, den Jemand biegen will, bricht. Die Totalanschauung freilich ist eine ganz andere als früher: dort der herabhängende, mit Zweigen, Blättern, Früchten versehene Ast am Baume; hier der gerade, nackte, in den Händen eines Menschen sich befindende Stab. Aber, was den Inhalt des tönenden Anschauungsaktes ausmacht, die Einwirkung des werdenden Merkmals und die entsprechende Empfindung ist wesentlich die nämliche. Die Empfindung würde, wenn nicht eine neue Seelenthätigkeit dazwischen träte, abermals ein *frag (brech)* aus sich erzeugen. Aber die Seele, die Empfindung als gleichartig mit der frühern erkennend und von unwesentlichen Verschiedenheiten abstrahirend, lässt die zusammenfassende Thätigkeit eintreten, dass sie die Empfindung nicht unter deren eigenem Laute, sondern unter dem Laute der

„Vorstellung“ nach aussen versetzt, sie also unter der „Vorstellung“ mitbfasst, sie in die Vorstellung aufnimmt. Unser Urmensch also, dessen erstes *frag* (beim Brechen des Astes) bloss tönende Empfindung war und nichts als den Anschauungsakt ausdrückte, lässt jetzt (beim Brechen des Stabes) wiederum ein *frag* vernehmen, aber als jenen Laut, den er bei der Vorstellung von der frühern Empfindung in sich vorfindet und unter welchem er seine jetzige Sinnesempfindung mitbfasst. Eine individuelle Anschauung gewinnt er auch jetzt, wie früher, aber eine solche, die sich in seiner Seele unter eine Vorstellung fügt, welche auch die frühere Empfindung unter sich begreift. Es ist seine erste Prädikatsetzung, wengleich eine noch formlose, welche einer Unterstützung durch Hinzeigung bedarf. Denn Prädikatsetzung ist Aufnahme des Individuellen unter eine Vorstellung<sup>§</sup> oder einen Begriff. Es ist sein erster Erkenntnissakt. Jenes frühere Brechen hat er nur gesehen und gehört, seine Seelenthätigkeit war lediglich ein lebendiger Anschauungsakt; das jetzige Brechen sieht und hört er ebenfalls, aber er erkennt es zugleich als solches, durch die „Vorstellung“. Man kennt etwas, wenn man eine „Vorstellung“ davon in sich hat; man erkennt etwas, wenn man es unter eine „Vorstellung“ aufnimmt. Und wenn schon jener energische Anschauungsakt (§ 4) als ein Eroberungsakt anzusehen war (durch den die Kraft der Seele sich Aeusseres zu eigen macht), so ist der jetzige Erkenntnissakt ein solcher in höhern Masse. Wir können ihn, in Ausführung des Bildes, einen Akt der Besitzergreifung nennen. Denn was die Seele in ihre „Vorstellung“ aufnimmt, das bringt sie in ihr eigenstes Gebiet und unter ihre dauernde Herrschaft.

6. Mit dem ersten Erkenntnisakte ist das eigentliche Leben der Seele aufgegangen: die anschauende Seele ist denkender Geist geworden. Alle weitere Entwicklung des geistigen Lebens erfolgt in Erkenntnisakten, sprachlich in Prädikatsetzungen, oder bildlich: in Eroberungen und Besitzergreifungen, oder: in fortwährender Erweiterung der Herrschaft des Geistes über die Aussenwelt. Dieses auszuführen ist uns für jetzt nicht gestattet. Doch wollen wir, um den Weg anzudeuten, den die Betrachtung nehmen müsste, unsern Repräsentanten aus der Urwelt noch einen Schritt weiter führen. Er sieht, wie eine Eisdecke bricht. Während die Totalanschauung wieder eine ganz andere ist, als in den obigen Fällen, ist doch die Einwirkung des werdenden Merkmals und die daraus sich gestaltende Empfindung auch hier wesentlich die nämliche wie oben. Die entsprechende „Vorstellung“ mit dem daran haftenden *frag (brech)* macht sich sofort in der vorigen Weise geltend. Dieselbe hat sich durch die vorher aufgenommene zweite Empfindung zu einem einheitlichen Bewusstsein von zwei Empfindungen erweitert und ist durch diese Verschmelzung nur um so geeigneter geworden, auch die jetzige Empfindung mit zu befassen. So vollzieht die Seele die Perception auch hier unter dem Laute der Vorstellung (*frag*) und nimmt dadurch auch diese Empfindung unter die „Vorstellung“ auf. Diese aber ist fortan das erweiterte Bewusstsein von drei Empfindungen. Wir können die „Vorstellung“ von jetzt an fuglich Begriff nennen. Denn „Begriff“ (empirischer Begriff) ist eine Vorstellung, unter welcher mehreres Individuelle begriffen ist. Stellen wir den bis jetzt gewonnenen Begriff des werdenden Merkmals *frag (brech)* möglichst ins Klare, indem wir ihm die später sich entwickelnde Form *brech-en* leihen (das griechische und

lateinische *frag* haben die intransitive Bedeutung verloren). Der Umfang desselben befasst schon die drei Empfindungen, von denen der Begriff gebildet ist. In demselben Masse aber hat sich sein Inhalt verengert oder vielmehr abgeschwächt. Der Inhalt der „Vorstellung“ auf ihrer untersten Stufe, wo sie nur eine Empfindung befasste, bestand in dem ganzen Eindrücke, den diese auf die Seele gemacht hatte; sie war ein charakteristisches Abbild derselben. Bei Aufnahme der zweiten Empfindung konnte das Bewusstsein, da es ein einheitliches sein sollte, nur das Gemeinsame beider Empfindungen in sich einschliessen, büsste also an charakteristischem Inhalte so viel ein, als durch Abstraktion verloren ging. Bei jeder folgenden Aufnahme erleidet der Inhalt eine neue Abschwächung. Dabei bleibt der Laut, als Zeichen der „Vorstellung“ (des „Begriffes“) der nämliche. So erklärt es sich, wie die ursprüngliche Bedeutung der Verba (d. h. der ursprüngliche Inhalt der „Vorstellung“) sich immer mehr verwischte und oft kaum noch zu erkennen ist.

7. Wir lenken unsere Bemerkungen näher auf das Sprachliche. Nach den obigen Erwägungen haben die Wurzeln der Sprache ursprünglich nur verbale Geltung gehabt. Waren ja diese ersten Sprachelemente die Verlautbarung der Reception eines werdenden Merkmals, anfangs als Erzeugniss der Sinnesempfindung, dann als Laute der „Vorstellung“ (des „Begriffes“). Ein werdendes (im Werden aufgefasstes) Merkmal aber ist eben das, was das Wesen des Verbums ausmacht. Was man gewöhnlich dafür ausgibt: Bewegung, Thätigkeit, kann eben so wohl Nomen als Verbum sein, wie sehr richtig von Steinthal hervorgehoben worden ist. Der Begriff der Bewegung kann nur insofern auf das Verbum angewandt werden, als das Werden eben auch Bewegung ist. Ist das werdende Merkmal selbst eine Bewegung, wie in *cad-ere*, so ist diese nur darum verbal, weil sie im Werden aufgefasst wird. Eine sich fortsetzende Bewegung, wie in *curr-ere*, ist insofern verbal, als sie in jedem Momente der Fortsetzung als eine werdende gedacht wird. Wenn man den Streit, ob das Verbum oder das Nomen älter sei, damit hat schlichten wollen, dass man sagte, die Wurzeln seien ursprünglich eben Keins von Beidem gewesen, so hat eine solche Ansicht nur aus einer rein äusserlichen Auffassung der Laute hervorgehen können. War der Laut der Ausfluss eines Seelenaktes, so konnte er nur entweder das Eine oder das Andere sein, unbeschadet einer spätern Uebertragung. Dass sich aber die Alternative für das Verbum entscheiden müsse, ist durch die obigen Erwägungen wohl hinreichend dargethan. Und die Laute waren nicht etwa bloss Wurzeln von Verbis (so können sie nur genannt werden im Gegensatze zur spätern Formbildung), sondern fungirten als eigentliche Verba, und zwar als unpersönliche. Suchen wir uns dieses, von herkömmlichen Ansichten ganz absehend, vom Standpunkte der gegenwärtigen Betrachtung aus nahe zu legen. Bei aller Wahrnehmung kommt die Perception, d. h. die Erfassung der Erscheinung als einer äussern, dadurch zu Stande, dass die Sinnesempfindung, nachdem sie sich in Folge der Reception in der Seele gebildet hat, nach aussen, dahin, von wo die Einwirkung gekommen, zurückversetzt wird. Diese Zurückversetzung geschieht bei der blossen Anschauung, insofern sie eine instinktive ist, ohne Laut (§. 2), insofern sie ein bewusster Akt ist, unter einem von der Empfindung selbst erzeugten Laute (§. 4), bei dem Erkenntnissakte unter dem Laute der „Vorstellung“ oder des „Begriffes“ (§. 5). Mit der Zurückversetzung

aber verband sich nothwendig eine Hinzeigung nach der Stelle, wo die Erscheinung wahrgenommen wurde. Es bot sich für diesen Zweck statt des Fingers sehr bald und von selbst ein Zungenlaut dar: *ta* = da. Es ist der demonstrative Laut, wodurch das Kind seine Wahrnehmung kund gibt, ehe es noch für den Inhalt derselben eine lautliche Bezeichnung hat. Ich kann mich von der Ueberzeugung nicht trennen, dass der sogenannte Pronominalstamm sanskr. *ta*, griech. *το*, goth. *tha*\*), ursprünglich eben diese Bedeutung einer örtlichen Hinzeigung gehabt haben müsse. Vom psychologischen Gesichtspunkte kann es nicht zweifelhaft sein, dass die Pronomina überhaupt in örtlichen Demonstrativlauten ihren Ursprung haben. Das Verhältniss ist dieses gewesen, dass die einfachen Urlaute, nachdem sie in die Bildung der Pronomina übergegangen waren, in ihrer frühern Geltung allmählich aus dem Gebrauche verschwanden (zu Wurzeln wurden) und den durch die Pronominalform vermittelten Adverbiis loci etc. den Platz einräumten. Wenn wir nun unserm Urmenschen jenes *ta* in den Mund legen, so sagt er bei seinen zwei Erkenntnissakten *frag ta* = „brechen da“ = „brechen“ findet „da“ statt\*\*), womit wir ein aus zwei getrennten Lauten bestehendes Verbum finitum gewinnen. Die Einheit des Satzes liegt in der Seele, nämlich in der Perception oder Zurückversetzung der Sinnesempfindung unter der „Vorstellung“ (§. 5). Von einer Copula, wie man sie leider bis auf die neueste Zeit angenommen hat, weiss die Sprache nichts, wie sie von so vielem Andern nichts weiss, was in der Seele beim Sprechen vorgeht; sie hilft sich durch besondere Betonung des Prädikatsbegriffes. Wenn überhaupt von einer Copula die Rede sein könnte, so läge sie in der Betonung. Ueber das Verhältniss von *est, sunt* u. dgl. ist das Nöthigste in der Lat. Gramm. gesagt worden (§. 417 mit Anm. und sonst). Wir kehren zu *ta* = da zurück. Die Häufigkeit des den Erkenntnissakt abschliessenden Demonstrativlautes führte dazu, dass sich derselbe immer enger an den Verballaut anschloss und zum Suffix wurde, wobei er sich zu *ti* abschwächte (*εσ-τι* eigentlich „sein-da“) und im Griechischen vorherrschend in *σi*, im Lateinischen und Germanischen in *t* übergieng\*\*\*), welches der heutigen Sprache verblieben ist. Wenn wir den Urmenschen sein *frag ta* in *frag-ti* („brechen-da“) verwandeln lassen, so haben wir das schon formgerechte ursprüngliche Verbum finitum, aber unpersönlich. Das Verbum kann in der ältesten Zeit nicht anders als unpersönlich gebraucht worden sein, wenn es den Ursprung gehabt, den wir nachzuweisen gesucht haben. Es muss einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben, zu zeigen, welcher Gewinn der Sprachwissenschaft erwachsen würde, wenn sie von dieser Grundlage ausgehen wollte. So lange man bei Auffassung sprachlicher Erscheinungen dabei verharret, überall ein Subjekt und eine demselben entsprechende Person des Prädikats zum Grunde zu legen, wird die Wissenschaft aus den Verwirrungen nicht herauskommen, an denen sie noch leidet. Freilich ist seit den ältesten Zeiten, zu welchen die uns überlieferte Sprache zurückreicht, das persönliche Verbum so vorherrschend, dass es schwer ist, der dadurch zur Gewohnheit gewor-

\*) Bopp, Vergl. Gramm. II. §. 343 ff.

\*\*) Die Ausfüllung des Satzes durch das umschreibende „findet statt“ ist eine völlig berechnete.

\*\*\*) Bopp, Vergl. Gramm. II. §. 456 ff.

denen Auffassung sich zu entschlagen. Wäre man nur nicht so weit gegangen, das, was von unpersönlicher Ausdrucksweise noch klar genug vorliegt, zu etwas Persönlichem zu verdrehen! Während man z. B. das Subjekt erklärt als dasjenige, „wovon etwas ausgesagt wird“, und demnach den Satz *pugna finitur* richtig so auffasst, dass *pugna* Subjekt sei, spricht man ebenso bei *fit pugna* von *pugna* als Subjekt, obgleich man nicht sieht, wie hier auch nur im Entferntesten etwas im Bewusstsein vorhanden wäre, wovon das fieri ausgesagt würde. *Fit* ist unpersönlich und *pugna* dessen Ergänzung. Der Satz besteht aus einem unpersönlichen Prädikate, nicht minder als z. B. der Satz *pugnatur*, nur dass hier ein vollständiges, dort ein unvollständiges Prädikat mit seiner Ergänzung vorliegt. Man wende nicht ein, dem stände z. B. *facta est pugna* durch das Genus entgegen. Es ist dies eine Akkommodation des Genus, wie sie im Lateinischen überaus üblich ist (vgl. die Fälle Gram. §. 768—776). Wenn man die zahlreichen Sätze mit solchem vermeintlichen Subjekte aussondert, so wird sich zeigen, dass die uns überkommene Sprache in einem ansehnlichen Umfange die ursprüngliche Unpersönlichkeit des Prädikats festgehalten hat. Und nun die klaren und von aller Welt so genannten Verba impersonalia! Hätte unser Urmensch beim Wahrnehmen des Regnens auf die oben erläuterte Weise den Laut *plu* gebildet, so würde er fernerhin seinen Erkenntnissakt durch *plu-it* = *plu-da* („regnen“ findet „da“ statt) ausgedrückt haben. Und nichts Anderes ist *pluit* noch heute. Nun sehe man aber, wie man das einfache und ursprünglich nothwendige Verhältniss gemodelt hat, um dem Postulate eines Subjekts Genüge zu leisten. Es musste Jemand oder Etwas sein, was das regnen that; das sollte bald Juppiter sein (weil dergleichen wohl vorkommt), bald irgend etwas ganz Unbestimmtes, ein *nescio quid*; ja das Regnende selbst sollte das regnen thun. Wie man mit einem *itur*, *curritur*, *itur est* u. dgl. fertig wurde, ist mir nicht bekannt. Man liess sich durch das moderne *es* (*il* etc.) täuschen, worin man ein Subjekt erblickte („es regnet“ u. dgl.). Es ist aber dieses „es“ nichts als leere Form, zu der eine falsche Analogie verleitete. Da man gewohnt war, die antiken Personalendungen durch vorgesetzte Pronomina zu ersetzen (in der dritten Person durch *er*, *sie*, *es*), so konnte man für die unpersönliche Endung den Platz vorn nicht frei lassen; man füllte ihn aus durch ein gewohntes *es*. Und wie hätte man sich bei einem *pluit* u. dgl. sonst helfen sollen? Ein einfaches „regnet“ konnte die Sprache in dem Gange, den sie genommen, nicht ertragen; zur Vermeidung des *es* hätte man schwerfällig umschreiben müssen: „regnen findet statt.“

8. Aber wann und wie ist man zu dem persönlichen Prädikate gekommen? Sicher nicht vor dem Zeitpunkte, wo sich die Vorstellung von Person gebildet hatte und im Bewusstsein herrschend geworden war. Unser Urmensch, wie wir ihn uns denken, hat sie noch nicht; er hat noch nicht einmal die Dingvorstellung. Das, woran er das Merkmal wahrnimmt, ist ihm lediglich eine Erscheinung (§. 3), eine Raumauffüllung mit diesem und jenem Merkmale. Und der räumliche Charakter der Erscheinung herrscht so entschieden vor, dass der Anschauende mit seinem *ti* da beim Prädikate nicht sowohl auf die Erscheinung selbst (den Ast, den Stab, das Eis) als auf den Raumtheil hinzeigt, den sie einnimmt. Sein *frag-ti* bedeutet: „brechen“ findet „da“ statt = an der Erscheinung „da“. Nicht anders wird sich sein Prädikat in Bezug auf eine Person verhalten, und

wenn wir ihm beim Anblicke eines Fallenden das Prädikat *cad-it* in den Mund legen, so wird dieses eben nur bedeuten: „fallen da“ (findet „da“ statt). Aber der in den fortgesetzten Erkenntnissakten immer mehr zum Bewusstsein kommende Wechsel der Merkmale an einer und derselben Erscheinung führt allmählich zu der Vorstellung eines Etwas als bleibenden Trägers seiner Merkmale, d. h. zu der Vorstellung eines Dinges. Das neue Bewusstsein erzeugte zunächst das einfachste demonstrative Pronomen, womit man auf das „Ding“ hinzeigte. Es wurde dazu der örtliche Demonstrativlaut verwandt, indem man einen Zungenlaut hinzufügte: sanskr. *ta da* wurde zu *tat* das, griech. *το* zu *τοτ* (woraus aber durch Abfall das *τ* wieder *το* entstand), goth. *tha* zu *thata*. In Bezug auf die später hinzukommenden Maskular- und Femininalformen können wir jene Formen für die Dingvorstellung Neutra nennen, obgleich auf dieser Stufe von einem Genus noch keine Rede sein kann. Es erfolgte fernerhin der weitere Fortschritt im Bewusstsein, dass sich aus der Dingvorstellung die Vorstellung einer Person ausschied. Die Person ist ebenfalls der Träger der Merkmale, aber ein persönlicher, der das, was als „werdend“ erscheint, werden lässt, das heisst, der es thut. Denn thun heisst das „werden“ von sich ausgehen lassen. Der Erkenntnissakt verändert sich dahin, dass das Werden des Merkmals als Thätigkeit der Person aufgefasst und die Prädikatsetzung auf die Person als Subjekt der Thätigkeit gerichtet wird. Das „fallen da“ wird zu einem „fallen der“ (thut „der“). Das Suffix *ti* erhält die Geltung eines persönlichen Pronomens, ohne jedoch in seinem festen Verbande mit dem Verbum eine entsprechende Formveränderung annehmen zu können. Diese Umwandlung der Auffassung konnte nur sehr allmählich vor sich gehen und musste jedenfalls durch schon gebräuchliche persönliche Pronomina und Nomina vorbereitet sein, so weit, dass man bei der Prädikatsetzung von vorn herein eine Person = „der“ oder „die“, wovon man ausging, in der Vorstellung hatte, d. h. dass der Prädikatsetzung ein persönliches Subjekt vorlag. Den Uebergang machten ohne Zweifel solche Erscheinungen, welche besonders ersichtlich durch die Thätigkeit einer Person bewirkt wurden, wie: *is — curr-it*, der — „laufen der“ („laufen“ thut „der“). Einmal in den Gang gebracht, dehnte sich die persönliche Auffassung auf Personen überhaupt und dann, durch eine Art Personifikation, auch auf Sachen aus. Man kann sich die Umwandlung der unpersönlichen Verba in persönliche, wie sie in der Urzeit allgemein stattfand, durch Vorgänge veranschaulichen, wie sie sich ausnahmsweise in der gebildeten Sprache finden: z. B. *ἕει, pluit*, „es regnet“ = „regnen da“ (findet „da“ statt), aber auch *Ζεὺς, ἕει*, Zeus — „regnen er“ (thut er), „Zeus regnet“. — An diese Vorgänge nun schloss sich die weitere Fortbildung der Sprache, dass dem Verbum auch eine erste und zweite Person gegeben wurde, durch entsprechende Pronominalsuffixe: *τίθη-μι, τίθη-ς*, „setzen ich“, „setzen du“. Und in diesem Gegensatze (aber nicht ohne denselben) kann die bisher besprochene Verbalform, sofern sie persönlich ist, als dritte Person bezeichnet werden. Dass man die Paradigmen mit der ersten Person anfängt, nicht mit der dritten, mag sich praktisch empfehlen, wissenschaftlich aber kann es nicht genannt werden.

9. Zum Schlusse unserer Erwägungen kommen wir in aller Kürze auf einige Begriffe zurück, für die wir, obgleich wir sie in den Erkenntnissakten entstehen und sich fortbilden sahen,



noch keine Form und Selbständigkeit gefunden haben. Wie der Verbalbegriff entstand und sich entwickelte, ist §. 5—6 erläutert worden. Wir fanden denselben mit seinem Zeichen, dem Laute, nirgends fertig und für sich, sondern in seiner Anwendung innerhalb des Erkenntnissaktes, im lebendigen Flusse des Gedankens und der Sprache. Erst später, ohne Zweifel nach geraumer Zeit, ist der Begriff abgelöst und für sich hingestellt worden, nämlich in der Form des Infinitivs. Aber auch so hat derselbe, im Gegensatze zu den Nominalbegriffen, seine prädikative Natur beibehalten: er kündigt sich überall als das Prädikat eines möglicher Weise zu bildenden Satzes an, und es verbleibt ihm das, was man die energische Natur des Verbums genannt hat. Es ergeben sich die für genauere Einsicht in die Sprache nicht minder als für die Praxis hochwertigen Sätze: 1) dass jedes Verbum finitum den Infinitiv (den Verbalbegriff) in sich einschliesst: z. B. *pluit* = *pluere* findet statt, *scribit* = „schreiben“ thut er; 2) dass man, wie der Infinitiv aus dem Verbum finitum abgelöst ist, umgekehrt sagen kann, ein Tempus finitum bilde man dadurch, dass man den Infinitiv auf ein gegebenes Subjekt anwende (durch die Aussage\*). In der Lat. Grammatik ist hiervon durchgreifend Gebrauch gemacht (vgl. daselbst §. 737. A. 1. 2).

Der reine Begriff des Werdens hat bereits für die ersten Erkenntnissakte und die entsprechenden Sprachlaute (§. 3—5) insofern zu Hülfe genommen werden müssen, als wir den Moment hervorhoben, wo der in der Seele liegende Keim desselben im Gange der Anschauungsthätigkeit zum Bewusstsein gelangte. Dieses Bewusstsein aber, welches sich fortan bei allen Erkenntnissakten geltend machte, war und blieb lange so zu sagen ein unbewusstes, instinktives\*\*); von dem „Werden“ an sich wusste die Seele nichts. Das bewusste Bewusstsein entwickelte sich in der allmählichen Bildung des Begriffes. Dieser, mit dem entsprechenden Laute, bildete sich genau in der Art wie die empirischen Begriffe, indem von ganz speciellen Erscheinungen des „Werdens“, wie hervorkommen, wachsen u. dgl., ausgegangen wurde. So entstanden griech. *γίνεσθαι*, lat. *feri*; im Deutschen spaltete sich der Begriff in werden und geschehen, letzteres als das „Werden“ eines im Erkenntnissakte einwirkenden Merkmals. Als Causativum von *feri* bildete sich *facere*, welches sich im Deutschen ebenfalls in zwei Begriffe spaltete: machen und thun, letzteres dem Geschehen entsprechend. Der Gebrauch dieser Begriffe zur Umschreibung eines Verbi finiti bestätigt in bemerkenswerther Weise unsere obigen Auffassungen. 1) Jedes Verbum finitum im Indicat. (d. h. jeder Erkenntnissakt) kann durch das unpersönliche *fit ut*, es geschieht dass, umschrieben werden (Gram. §. 787. A. 1), und zwar nicht bloss ein unpersönliches, wie *pluit* = *fit ut* pluat, sondern auch ein persönliches, wie *scribit* = *fit ut* scribat. Der erstere Fall stellt sich sehr einfach; denn beide Verba, das umschreibende wie das umschriebene, sind unpersönlich. Was den zweiten Fall betrifft, so haben wir oben (§. 8) gesehen, wie in der Vorstellung das „Werden“ des einwirkenden Merkmals in ein „Thun“ der Person übergeht.

\*) Das, was man Aussage nennt, ist jener Akt der Seele, wodurch diese die Sinnesempfindung unter der „Vorstellung“ (dem Begriffe) nach aussen versetzt (§. 5).

\*\*\*) Vgl. Steinthal S. 298 ff. („Instinktives Selbstbewusstsein“).

